Zwischen den Heeren

Autor(en): **Wiegand, C.F.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 23

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-672351

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Mädchen rief: „Bruder und Schwester, das hat keinen Reiz." Dann ein „Pst!" und Kichern, während man das Gespons zu mir geleitete. „Vorwärts!" gebot Franz. „Auf den Mund, sonst gilt es nicht!"

Aber ich stand wie eine starre Kerze da und wagte nicht die leiseste Bewegung mit dem Kopf. In diesem Augenblick wurde es mir schwül vor dem Gesicht, jemand bog mir den Kopf vornüber, ich fühlte einen Mund an meinen Lippen. Etwas Warmes geschah, ich wußte nicht, ob ich küsse oder geküßt werde, aber schrie auf, denn das war nicht meine Schwester.

Die Binde fiel, ich stand vor Namenlos, die seltsam lächelte, den Mund ein bißchen leckte und sich geschämig unter die Mädchen versteckte. Sie hatte keine Augenbinde getragen.

„War es bitter? War es süß? Wie Brombeeren oder wie Hagebutten?" fragte man mich. „Ja, werd' du nur ein Pfaff. Wir sehen schon, das ist keine Kost für dich."

Dann erblickte ich Namenlos nicht mehr. So eine Freche! dachte ich. Oder? Wer kennt diese Geschöpfe? Beim nächsten Rummel machte ich mich unbemerkt aus dem Staube. Ich war zornig auf alle Gespielen, besonders auf Namenlos, aber am meisten auf mich.

Doch in Cäsars großer antiker Welt, bei seinen Feldzügen durch Gallien, den Reden der Häuptlinge, der Kühle und Eile seiner Antwort, der Kasuistik und Wichtigtuerei so großer Köpfe, ha, wie verschwand da mein kleines Ereignis. Eine Kinderei, nichts weiter, prahlte ich. Hier aber das männliche Rom, tödlicher Ernst, Weltgeschick.

Viele Wochen später, im noch schneelosen Christmonat, stieß ich eines Sonntagabends außerhalb des Dorfes im Gehölz der gebuckelten Allmend auf Simon, einen stillen Knaben, der jetzt aber hell und grell wie eine Trompete sang. Drei Mädchen saßen bei ihm. Sie guckten vom Rande des Wäldchens sorglos über die fahlen Weideplätze und die leeren Äcker hinunter gegen den See und das tiefliegende Dorf und sangen das „Niene geiht's so schön und lustig," dessen uralte erste Takte fast fünfzig Jahre später ein neugebackenes Faschistenlied Italiens Note für Note gestohlen hat, sangen es in prächtiger Herbheit übers Land hinaus in den stillen Winter ringsum. Sie kehrten mir den Rücken. Ich wollte sie erschrecken, aber mußte zu früh husten. Da wandten sie sich um. Die eine war Simons Bäschen Namenlos, wieder mit grüner Jacke und grünem Halstuch, woraus wie aus einem Blattkelch das blanke Schneeglöcklein schoß.

Wäre nicht der Gesang gewesen, ich hätte mich hurtig davongemacht. Denn ich trug im Rockfutter ein mit Kupfern belebtes, schmales, köstliches Büchlein über den alten Barbarossa.

So aber, vom Lied berückt, setzte ich mich herzu und vergaß Barbarossa und Schnapskaffee und Mädchenkuß, als die vier nun zu jodeln begannen.

Was ist aller Kunstgesang gegen dieses urmenschliche Jauchzen der Bergvölker? Da gibt es keine Worte. Die Seele ertrinkt im puren Klang. Ihr Fühlen und Denken, ihre unendliche Geschwätzigkeit, alles löst sich in melodische Schreie auf. So sang die Menschheit, als sie noch Kind war, so singt das Wasser, der Wind, der Wald, diese steten Kinder, so möchte einst der letzte Mensch, wenn er an der Kultur erstickt, in einem begreiflichen Wiegen-Heimweh wieder, ach viel zu spät, singen lernen. So singt einst die aller Lasten ledige, von aller Endlichkeit erlöste Seele, wenn sie Gott grüßt.

(Schluß folgt.)

Zwischen den Heeren.

Brandig, dräuend, angstvoll rot
Kömmt der Vollmond und steigt frei,
Losgelöst aus größter Not!
Unter der Wolken glühendem Schild
Füllt mit Blut sich jeder Kelch.
Tief im Forste stöhnt das Wild,
Kampfgier hüben,
Mordlust drüben,
Brünstige Hirsche, Auer und Elch
Liegen mit verkralltem Geweih.

Zwischen den Wäldern wird es hell,
Das Gewölke schimmert blasser,
Und es glänzen Strom und Strand
Weiß, wie Milch, in weiter Sicht . . .
Schau! . . . Im überirdischen Licht
Geht die Unschuld scheu durchs Land,
Junge Rehe suchen Wasser,
Äugen hüben,
Sichern drüben,
Trinken Frieden am ewigen Quell . . .

C. F. Wiegand.